

Fünf Vergnügungsparks hat Coney Island kommen und gehen sehen. Jetzt im Herbst ist Nummer sechs, *Deno's Wonder Wheel Amusement Park*, geschlossen. Die Strandpromenade wird gerade erneuert, die Möwen, die hier sonst in aller Ruhe auf Sand und Holz herumspazieren, werden vom Baulärm der Sägen und Hämmer aufgeschreckt. Ein paar ältere New Yorker sitzen auf wackligen Klappstühlen in der Sonne und unterhalten sich, während sie aufs Meer hinaus schauen und mitgebrachte Sandwiches essen.

Coney Island kommt mir beinahe vor wie ein von der Moderne vergessener Mikrokosmos: Geschäfte machen zwar zu und Freizeitparks schließen, aber das Leben geht weiter. Bei diesem Gedanken frage ich mich augenblicklich: Tut es das? Geht das Leben weiter?

Wie schon das letzte Mal, als ich hier war, esse ich bei *Nathan's* einen Hot Dog, und wie schon das letzte Mal ärgere ich mich, kein Bullrich Salz dabei zu haben. Es ist, als würde sich das Sodbrennen schon mit dem ersten Bissen ankündigen. Aber in New York zu sein und nicht beim Erfinder des Hot Dog zu essen, kommt kulinarischer Kriminalität gleich, denke ich, und muss lachen. Ich trinke einen Schluck Coke nach, mein Magen beruhigt sich wieder und fast fühlt es sich an, als wäre ich hier, einfach, um hier zu sein. Auf Städtereise in der Hauptstadt der Welt.

Auf der Fahrt zurück nach Manhattan steige ich an der Bergen Street aus, kaufe mir einen Kaffee und laufe an den

endlos wirkenden Reihen von Brownstonehouses entlang. Das Gefühl, auf einem Filmset zu sein, ist wieder so präsent wie vor Jahren, noch mehr, weil ich nur vor ein paar Tagen mit Dana darüber gesprochen habe. Und so frage ich mich immer wieder, ob das hier nur meine film- und fernsehinduzierte Vorstellung ist, die sich auf magische Weise manifestiert hat und sofort zu existieren aufhört, wenn ich das Staunen und die Begeisterung aufgebe. Und jedes Mal muss ich an Papa denken und frage mich, ob die Erinnerung an ihn irgendwann genauso endet. Diese Frage macht mir Angst, vor allem, weil das Vergessen bereits begonnen hat. Fast so wie bei einer flüchtigen Bekanntschaft, bei der einem nach einer bestimmten Zeit das Gesicht fehlt, fällt es mir schon jetzt schwer, mir Papa in bestimmten Situationen vorzustellen. Wie er Tee trinkt. Wie er lächelt. Wie er die Brille absetzt, um sich die verschlafenen Augen zu reiben. Wie er im Garten Unkraut jätet, mit Latexhandschuhen, damit seine Hände nicht ganz so dreckig werden. Wie er auf dem Feldweg hinter unserem Haus joggt. Wie wir uns über seinen Glauben und meinen Atheismus streiten und am Ende beschließen, das Thema in Zukunft zu meiden, nur um das nächste Mal, wenn ich zu Hause bin, wieder darüber zu reden – mit demselben Ergebnis.

Gerade jetzt wieder muss ich an diese Unterhaltungen denken, und mir wird bewusst, dass ich nie wieder mit ihm darüber werde streiten können. Ihm nie wieder werde sagen können, dass ich es nicht verstehe, wie man an Gott

glauben kann, wenn die Welt ein so kaputter Ort ist. Er hat immer gesagt, meine Vorstellung von Gott wäre kindlich und dass Gott nicht für das Unglück in der Welt verantwortlich zu machen sei. Jetzt ist Papa tot, und ich kann mir kein besseres Argument dafür vorstellen, dass da einfach nichts ist: Wie kann Gott existieren, wenn ein so guter Mensch wie Papa an Krebs stirbt? Ist es nicht die logische Schlussfolgerung, dass es ihn schlicht und ergreifend nicht gibt?

Papas Glaube hat mich regelmäßig wütend gemacht, diese unerschütterliche Überzeugung, dass am Leben mehr dran ist als vom Gehirn gesteuerte biochemische Prozesse. Dass es etwas gibt, das die Menschen verbindet. Ich fand das immer naiv, habe mich und auch ihn regelmäßig gefragt, wie man als Akademiker und Intellektueller an Gott glauben kann. Jetzt würde ich meinen linken Arm dafür geben, wenn ich nur eine halbe Stunde mit Papa über Gott reden könnte.

Ich lasse die Brownstonehouses – erfolgreich – und die düsteren Gedanken – weniger erfolgreich – hinter mir und laufe in Richtung Brooklyn Bridge. Ich setze mich ins *Celeste Diner* an der Ecke Tillary Street und Adams Street, das wirkt wie aus einem Tarantino-Film: Rote Kunstledersitze, mäßiger Service und mieses Essen. Obwohl ich schon wieder Hunger habe, bestelle ich nur etwas zu trinken: Ich habe hier vor Jahren den miesesten Burger aller Zeiten gegessen. Als meine Diet Coke kommt, sind die Eiswürfel entgegen

meiner Hoffnung wieder aus dem schlimm verchlorten Leitungswasser. Die Bedienung guckt mich komisch an, als ich sie bitte, mir eine Gabel und einen Kaffeetasse zu bringen, und sie beobachtet dann auch aus einiger Entfernung, wie ich die Eiswürfel aus der Coke fische, damit sie sie nicht kontaminieren.

Als ich zur Toilette gehe, kommt die Kellnerin mit der Rechnung, weil sie offenbar denkt, ich würde gehen wollen, ohne zu zahlen. Das scheint, bei der Qualität des Essens, öfter zu passieren. Ich zeige auf das Schild, auf dem »Restrooms« steht und bedeute ihr, nur auf die Toilette gehen zu wollen, sie allerdings bleibt unschlüssig mit der Rechnung vor mir stehen, nicht ganz sicher, ob ich nicht vielleicht durchs Klofenster verschwinden will, um die drei Dollar zu sparen. Ich habe weder Zeit noch Lust, jetzt mit ihr zu diskutieren, also gehe ich einfach weiter in Richtung Klo und hoffe darauf, dass sie nicht gleich den Manager oder die Cops ruft.

Als ich zurückkomme liegt die Rechnung auf meinem Tisch, ich lege drei Ein-Dollar-Scheine daneben, allerdings kein Trinkgeld, was wiederum zu Tarantino passt.

Der Fußweg der Brooklyn Bridge liegt nicht neben, sondern über der Fahrbahn, wodurch das Summen und Vibrieren der Fahrzeuge umso lauter und fühlbarer wird: Als stünde man nicht auf einer Brücke, sondern neben einer startenden Flugzeugturbine. Als ich unter den steinernen Pylonen stehe und nach oben blicke, kann ich nicht anders,

als Ehrfurcht zu empfinden. Zwei Architekten, Vater und Sohn, hat die Brooklyn Bridge verschlissen: Einen getötet, den anderen in den Rollstuhl gezwungen. Fertig geworden ist sie dennoch, und sie steht seit fast 130 Jahren. Wie ein stahl- und steingewordenes Motivationsposter: »Bleib dran und lass dich nicht entmutigen. Am Ende wird sich alles auszahlen. Am Ende wird alles gut.«

8

Ich habe schon immer Angst vor dem Tod meiner Eltern gehabt. Und ich dachte, dass ich es, wenn es mal so weit sein würde, nicht ertragen würde, hatte allerdings noch die geringe Hoffnung, positiv überrascht zu werden. Jetzt, wo Papa tot ist, würde ich mich am liebsten umbringen, hier und jetzt von der Brooklyn Bridge springen. In die seichten Fluten des East River.

Vielleicht, denke ich manchmal, ist man besser dran, wenn man schlechte Eltern hat. Knast, Alkohol, Drogen, Prostitution, häusliche Gewalt: Zu schlechten Eltern bricht man irgendwann den Kontakt ab, man geht nicht mal auf ihre Beerdigung. Das höchste der Gefühle ist ein posthumer Friedhofsbesuch, so wie der von John Cusack gespielte Profikiller Martin Blank in *Grosse Pointe Blank*, der seinem toten Alkoholikervater eine Flasche Schnaps aufs Grab gießt. Schlechte Eltern verkorksen einen zwar, aber man ist nicht mit der Bürde der Angst belastet, die aus der Sorge um sie entsteht. Gute Eltern vermisst man, wenn man sie lange nicht gesehen hat, man fragt sich ein Leben lang, was mal ist, wenn sie nicht mehr sind. Und man zerbricht, wenn sie sterben. Am Ende ist man mit guten Eltern und einer glücklichen Kindheit schlechter dran.

Aber ich springe nicht, trotz allem. Deswegen bin ich nicht hier. Von einer Brücke springen, das hätte ich auch in Deutschland tun können, denke ich, unterbreche mich aber, und blicke noch ein Mal hinauf zu den Pylonen. Nein,

wenn man von einer Brücke springt, um sich umzubringen,
sollte es schon die Brooklyn Bridge sein.

Natürlich habe ich schon an Suizid gedacht. Aber es ist nicht nur keine Lösung, es geht auch nicht, ohne unfreiwillig jemand Unbeteiligtes mit hineinzuziehen: Den Klingengersteller, den Waffenfabrikanten, den Zugführer, den Brückenarchitekten. Mir geht es in erster Linie um Mama und darum, sie nicht alleine zu lassen, aber ich würde es davon abgesehen schwer über mich bringen, einem Zugführer das Leben zu versauen, nur weil ich mich während seiner Schicht auf die Gleise lege. Und mehr noch: Von einer Brücke wie der Brooklyn Bridge zu springen, deren Erbauer so viel Scheiße erdulden mussten, damit sie tatsächlich irgendwann steht, gleicht einem Schiss auf ihre Gräber. Selbstmord also ist unmöglich. Ich weiß nur nicht, ob ich das gut oder schlecht finden soll. Es klingt verlockend, den Schmerz einfach so zu beenden, indem ich mich beende. Aber ich bin ja nicht einfach so weg. Der Weggang schlägt Wellen, und wenn ich mir überlege, wie traurig Mama und ich jetzt nach Papas Tod sind, will ich mir nicht vorstellen, wie es Mama gehen würde, wenn auch ich nicht mehr da wäre.

»Ich bin vielleicht ein Bastard, aber ich bin kein verdammter Bastard«, sagt Seth Gecko am Ende von *From Dusk Till Dawn*, als Kate ihn fragt, ob sie ihn nicht nach El Ray begleiten könne. Mit seiner Antwort – »Ich kann dich nicht mitnehmen.« – schützt er sie vor einer Welt, in der sie es

nicht lange machen würde. Eine Welt ohne Papa und mich, das hielte Mama ebenso wenig aus. Und wie Seth Gecko bin ich vielleicht ein Bastard, weil ich nach New York abgehauen bin, anstatt bei Mama zu bleiben. Aber ich bin kein verdammter Bastard, der sich umbringt. Ganz im Gegenteil denke ich an den The-Streets-Song *On The Edge Of A Cliff*: »For billions of years since the outset of time / Every single one of your ancestors survived / Every single person on your mum and dad's side / Successfully looked after and passed onto you life / What are the chances of that like? / It comes to me once in a while / And everywhere I tell folk / It gets the best smile«